

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Band: 74 (1991)

Artikel: Die Unerreichbarkeit vollkommener Archäologie : Archäologie-inhärente
Hindernisse

Autor: Osterwalder Maier, Christin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christin Osterwalder Maier

Die Unerreichbarkeit vollkommener Archäologie: Archäologie-inhärente Hindernisse*

Der Traum von der vollkommenen Erkenntnis wird in der Archäologie durch eine Reihe von Hindernissen in den Bereich Utopie verschoben. Wir können dabei äusseren und innere Hemmfaktoren unterscheiden. Die äusseren Faktoren sind allgemein bekannt, sie bleiben in keinem Archäologengespräch ungenannt und unbeklagt. Zu ihrer Charakterisierung mögen die Stichwörter «Geldmangel» und «Zeitmangel» genügen. Die perfekte Ausgrabung bleibt rohes Garn, wenn Geld und Zeit zur Auswertung fehlen, und das rohe Garn erreicht nicht einmal die notwendige Länge, wenn Zeit und Geld zur perfekten Ausgrabung gefehlt haben.

Etwas seltener machen wir uns Gedanken über die inneren, fachinhärenten Hemmfaktoren der Archäologie. Mit diesen inneren Hemmfaktoren sprechen wir zwei Problemkreise an:

1. Das archäologische Defizit an «geistiger Kultur». Archäologie kann definitionsgemäss keine Erkenntnis erarbeiten, deren Überlieferung an das gesprochene oder geschriebene Wort gebunden ist. Der Archäologe kann deshalb zwar Kochtöpfe und ihren Inhalt analysieren, aber er kann niemals aus dieser Analyse Speisetabus ableiten und nachweisen (er kann sie höchstens vermuten).
2. Die Narrenfreiheit der Archäologie. (Von Narrenfreiheit ist natürlich niemals die Rede – es geht um «Kreativität» bei kulturhistorischen Rekonstruktionen). Archäologische Spekulationen gefährden keine Menschenleben und keine Rechtsansprüche. Eine unbedingte Verpflichtung zu wissenschaftlicher Sorgfalt und Richtigkeit der Aussage, wie sie z.B. in Mathematik und Chemie selbstverständlich sind, ist in archäologisch-historischen Fächern unbekannt. Die Einmaligkeit archäologischer Fundkomplexe verunmöglicht ja auch Kontrollen durch die Konkurrenz, wie sie in naturwissenschaftlichen Fächern, insbesondere in wirtschaftlich interessanten Labors, üblich sind. Das Gefühl der Narrenfreiheit wird den Archäologen und ihren Zeitgenossen meist schon im Geschichtsunterricht der ersten Schuljahre eingepflanzt¹. Wir versuchen, diese beiden Problemkreise etwas nachzuzeichnen.

1. Das archäologische Defizit an «geistiger Kultur»

Vorweg eine Anekdote zur Illustration: Ein jesuitischer Wissenschaftler erstattet seinem Ordensgeneral aufgeregt Bericht über eine sensationelle Entdeckung: Er hat das Grab Jesu ausgegraben. «Wunderbar», sagt der General. «Ja», meint der Ausgräber, «aber da gibt es ein Problem mit der Auferstehungslehre: Das Grab war nicht leer – sein Skelett lag drin.» «Nicht möglich», wundert sich der Jesuitengeneral. «Dann hat er also wirklich gelebt?»²

Der Ausgräber dieser Anekdote war vielleicht Jesuit, sicher aber nicht Archäologe, denn als Archäologe hätte er nur berichten können, dass er ein Grab geöffnet habe, das in etwa der herrschenden Vorstellung vom Grab Jesu entspreche, und dass darin ein Skelett (männlich, adult) gelegen habe. Eine Datierung sei mangels Beigaben nicht möglich. Der Ausgräber der Anekdote ist ein Wunschtraum-Archäologe, denn er kann offenbar ohne schriftliche Kennzeichnung ein Skelett mit einem Namen und damit mit einem grossen religiös-kultischen Komplex in Verbindung bringen. Was von diesem Komplex, dem Christentum, auf rein archäologischem Weg, ohne schriftliche und mündliche Information, zu erkennen wäre? Eine Muttergottes mit Kind würde im Prähistorikerjargon unweigerlich zum Fruchtbarkeitsidol, und ein Laurentius auf seinem Rost würde wohl Kannibalismus in die Diskussion bringen. Weitere Fehlinterpretationen seien der Phantasie des Lesers überlassen.

Aussagen über Funde und Befunde, die nicht direkt einer alltäglichen, praktischen Funktion zugewiesen werden können, müssen (vor allem natürlich im prähistorischen Bereich) entweder im Banalen oder in der Vermutung stecken bleiben. Das ist frustrierend – und wird dementsprechend gerne überspielt. Dieses Überspielen der Grenzen zwischen wissenschaftlicher Nachweisbarkeit und Vermutung geschieht manchmal so zuversichtlich wie der Ritt über den Bodensee. Nennen wir diese Grenzüberschreitungen den «Gundestrup-Effekt», denn gerade in Arbeiten über den Gundestrup-Kessel finden sich gute Beispiele dafür.

* Kurzfassung des Referats, gehalten am Kolloquium 1991: «Theoretischer Anspruch und praktische Möglichkeiten in der schweizerischen Archäologie» der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichtsforschung in der Schweiz.

Die figürlichen Darstellungen auf den Platten von Gundestrup scheinen oft als eigentlicher Rorschachtest für Archäologen zu dienen, wobei freilich die Grundmuster der Bildinterpretationen schon tief eingeschliffen sind und sich durch ihr ständiges Wiederzitiertwerden bereits eine Art Gewohnheitsrecht auf Richtigkeit erworben haben. Die Interpretationen erscheinen in den Publikationen manchmal völlig losgelöst von archäologisch-wissenschaftlicher Methodik – wie Zuckerschlecken nach streng eingehaltener Diät. Ein Beispiel aus einem Referat: Ein Terra Sigillata-Spezialist propagiert seine statistische, nur auf grössere Fundzahlen abgestützte Auswertungsmethode, kritisiert Kollegen, die bestimmte Einzelscherben für aussagekräftig hielten – und zieht im nächsten Atemzug den Gundestrup-Kessel als Schlüssel für Reliefinterpretationen heran, ohne zu berücksichtigen, dass kaum je ein einsames Einzelstück als dieses Metallobjekt auf die archäologische Bühne gebracht worden ist.

Die Archäologie kann prinzipiell nur Requisiten, Bühnenbilder, Szenerien rekonstruieren. Der Inhalt der gespielten Stücke lässt sich nur selten über die banalste Grundlinie hinaus erfassen, wenn keine schriftlichen Quellen Zusatzinformationen liefern. Es ist in Anbetracht der menschlichen Neugier nur natürlich, dass man versucht, aus den Requisiten ein Maximum an Angaben über das Stück herauszupressen. Der «Gundestrup-Effekt» setzt bei diesem Herauspressen dort ein, wo die Grenze zwischen Nachweis und Hypothese verwischt wird.

2. Die Narrenfreiheit der Archäologie

Auch hier vorweg eine Anekdote: 1979 erschien in der Zeitschrift «Time» unter dem Titel «A Landmark Court Decision» eine kurze Notiz, wonach ein amerikanischer Richter per richterliches Dekret die Zahl Pi mit 4 (statt 3.1415...) gleichgesetzt habe. Das Dekret sei für Geometrielehrer bindend. Dieser richterliche Entscheid wirkt als Witz, denn auch dem Nichtmathematiker ist klar, dass Pi unmöglich gleich 4 sein kann.

Sehr viel weniger klar ist dagegen dem Nichtarchäologen, dass z.B. Ammoniten und Saurier nicht Spielgefährten und Jagdwild der «Urmenschen» waren. Im Gegensatz zum Nichtmathematiker, der von Pi kaum etwas weiss, ihre Vereinfachung auf eine runde Zahl aber als lächerlich begreift, wird der Nichtarchäologe jedoch bei Belehrungsversuchen die Jahrmillionen zwischen Saurier und Urmensch mit einem Schulterzucken bagatellisieren und an seiner altgewohnten Vorstellung festhalten. Beides sind Erziehungsresultate: In der Schule musste die Rechenaufgabe bei jedem Schüler zum gleichen, dem einzig richtigen Resultat führen. Im ersten Geschichtsun-

terricht dagegen durfte man Aufsätze über Höhlenbewohner und Pfahlbauer schreiben: Phantasie war gefragt und brachte gute Noten ein.

Geschichtsunterricht dient seit der Antike, seit den Klosterschulen des Mittelalters nicht dem Bekanntmachen von historischen Fakten, sondern der moralischen Bildung und – seit dem 19. Jh. – der vaterländischen Erziehung. Auch nach den heute gültigen geschichtsdidaktischen Richtlinien haben sich die vermittelten Inhalte in den ersten Schuljahren nicht den historischen Fakten, sondern den Möglichkeiten und moralischen Erfordernissen des kindlichen Gemütes anzupassen. Diese frühe geschichtliche Prägung wirkt natürlich bei Erwachsenen weiter: Geschichte hat eine spielerische bis romantische Note. An diese Prägung erinnern die Titel zweier Ausstellungen (wir sprechen nur von den Titeln, nicht von den Inhalten der Ausstellungen): «Pfahlbauland» (1990) und «Gold der Helvetier» (1991).

«Pfahlbauland», anklingend an «Disneyland» u.a., vermittelt den Eindruck jenes unbeschwerten, kindlichphantasievollen Freiraums, den ehemalige Primarschüler so gerne erinnern: Man durfte pfahlbauern. Die Realität der Ausstellung dürfte gegen das Gewicht dieser Erinnerung schweren Stand gehabt haben. «Gold der Helvetier» dagegen appelliert an die vaterländische Indoktrination. Jeder Politiker, jeder Bürger erinnert sich an die Helvetier, die – im Gegensatz zu den Pfahlbauern – von der Aura der Seriosität umgeben sind und die deshalb das Jubiläumsjahr 1991 der Eidgenossenschaft sinnig bereichern. Die Helvetier waren ja doch – sagt das nicht schon der Name aus? – Unsere Ahnen.

Archäologen sind, trotz wissenschaftlicher Erziehung zu Quellenkritik und andern methodischen Sorgfaltspflichten, gegen die frühschulische Prägung auf Narrenfreiheit der Geschichte nicht immer gefeit. Der Keltenkult, der unter Archäologen den allgemainschweizerischen Helvetierkult ersetzen kann, ist nur eine Facette dieses Phänomens.

Die archäologische Arbeit zerfällt in zwei Teile, die stilistisch sehr verschieden sein können: 1. Ausgrabung und Auswertung der Funde und Befunde. Diese Arbeitsgänge sind frei von frühschulischer Prägung. Sie werden möglichst exakt durchgeführt – auf jeden Fall mit elektronischer Datenaufnahme und -verarbeitung. 2. Die Interpretation, die aus der Auswertungsarbeit die Summe ziehen soll. Hier fallen die elektronischen Fesseln, und es kann durchaus geschehen, dass die Fabulierfreude aus jenen Zeiten, in denen wir pfahlbauern durften, durchschimmert.

Zur Narrenfreiheit, die im ersten Arbeitsteil (Ausgrabung und Auswertung) fehlt, die im zweiten Teil (Interpretation) aber zur «Schau in die Vergangenheit» verführen kann, gehört unter anderem, dass der Archäologe, ähnlich wie der Ethnologe, in allen Lebensbereichen

kompetent zu sein hat. Vom Hausbau bis zur Heilpflanze und vom Spinnen bis zur Sozialstruktur gibt er sein Urteil ab. Während der Ethnologe aber Gesprächspartner hat, die ihn gegebenenfalls auslachen, fehlt dem Archäologen dieses Korrigens. Gewisse Naturwissenschaften (z.B. Zoologie, Botanik) haben erreicht, dass die Archäologie meist nicht mehr ohne sie in ihren Gebieten dilettiert. Andere Disziplinen sind aber noch nicht gebührend akkreditiert. Dass die Ethnologie oft in sehr oberflächlicher Weise als Bilderbuch missbraucht wird, dem man leicht ein passendes Bildchen zur Erklärung eines fraglichen archäologischen Befundes entnehmen kann, ist bekannt. Und wenn z.B. eine sorgfältige Siedlungsgrabung zum (vielerorts nachzulesenden) Schluss führt, der streng geordnete Siedlungsgrundriss verrate eine ebenso streng geordnete Sozialstruktur der Bewohner, dann würden die hier kompetenten Fachleute der Siedlungsgeographie wohl staunen ob solch mittelalterlich anmutendem Analogiezauber. Aber sie werden – wie andere Fachleute – eher gar nicht angesprochen.

Die «Narrenfreiheit» der Archäologie geht natürlich nicht nur auf die schulische Prägung des ersten Geschichtsunterrichts zurück, in dem phantasievolle Darstellung wichtiger war als historische Realität. Sie ist auch in enger Verbundenheit mit dem archäologischen Defizit im Bereich «geistige Kultur» zu verstehen. Die fachinhabende Beschränkung gesicherter Aussagemöglichkeiten auf Knochen, Töpfe und Horizonte legt der nach Kultischem und allgemein Höherem dürstenden Archäologen-seele Fesseln an. Wo diese Fesseln gelockert werden, entsteht Raum für den Gundestrup-Effekt – für die grosszügige Schau, die für die kleinteilige Arbeit in Ausgrabung und Auswertung entschädigt.

Christin Osterwalder Maier
Hochrütistr. 13
5212 Hausen b. Brugg

Anmerkungen

- 1 Osterwalder Maier, Ch., Schüler-Robinsonade im Pfahlbau: Urgeschichte im Schulunterricht. Festschrift für Hans R. Stampfli, Basel 1990.
- 2 Nach: Bemann, H. (Hrsg.), Der klerikale Witz. München 1980.